

Stizze von B. Rittermeier.

Die Frau Konrektor, eine schon bejahrte, schlichte Erscheinung, steht wieder einmal, wie so oft, an ihren Gräbern und berlegt sich zurück in die Vergangenheit. Da liegt der Mann ihres Herzens begraben und rings um ihn fünf Kinder, die sie ihm geboren hat. Ein einziges ist ihr geblieben, aber dieses einzige hat ihr — das Leben genommen! Er ist ihr Halt, ihre Stütze gewesen, der Robert, all die Zeit, da sie so ganz allein war. Er hat sein einfaches Mütterchen hoch gehalten und geliebt, auch als er schon ein hochstudierter Mann in Amt und Würden war. Sein Mütterchen war ihm das Höchste, bis — ja bis die Liebe zu einer Anderen, zu einem jungen, vornehmen Mädchen über ihn kam.

Nicht gleich ist das so gewesen, ganz allmählich ist die Entfremdung gekommen. Die junge Schwiegertochter ist nur ein einziges Mal kurz nach der Hochzeit bei ihr gewesen. Am Hochzeitstag hat die Frau Konrektor nicht teilgenommen. In einen so glänzenden Kreis getraute sie sich nicht. Ja, wenn's nur die Familie gewesen wäre, aber eine Versammlung von 150 Personen! Das ist nichts für sie! Immer wieder hat sie sich das vorgebetet: sie hat sich selbst nicht gesehen wollen, daß sie so gern, ach so gern das Fest mitgefeiert hätte, die Hochzeit ihres Einzigen, wenn er ihr nur ein bißchen zugeredet hätte. Aber sie hat ja zu deutlich gemerkt, daß man sie gar nicht wünscht. Auf den ersten Besuch ihrer Kinder hat sie sich dann trotzdem so sehr gefreut, doch die Schwiegertochter ist ihr fremd und kalt gegenüber getreten, hat ihr auch auf ihre herzliche Bitte nicht den Muttternamen, das trauliche „Du“, gegeben. „Frau Konrektor“ — so hat sie gefagt und damit eine Grenze gezogen, die nicht überschritten wurde. Und sie kann doch lieben, die schöne, junge Frau! Sie, die Mutter, hat's doch mit angesehen, wie sie voll leidenschaftlicher Fröhenheit mit dem Gatten verkehrt hat, sich ängstlich an ihre Umkleekammer in der fremden Umgebung. Seine Bitte um einen Besuch der Mutter ist von ihren Lippen gekommen, seine, und selbst haben sich die beiden Frauen nicht wiedergesehen. Auch پروvert: Das nicht mehr ihr alter Junge.

Ein Töchterchen wurde dem jungen Paar geboren heiß ist's bei der Kunde im Herzen der Großmutter aufgezwängt, in seliger Erinnerung der Zeit, da ihr erstes Kindlein in der Wiege gelegen. Auch ein Mädchen, ein gar feines, artiges Dingelchen! Nur ein halbes Jahr hat sie's behalten dürfen, dann hat ein höherer Wille es zurückgefordert. Die anderen Kinder kamen und — gingen. Ein Zwillingsspärdchen, Knaben, dahingerafft vom Scharlachfieber — ein jählingstüchtiges Junge beim Baden verunglückt, und zuletzt die halberwachsene Tochter einer Typhusepidemie zum Opfer gefallen.

Welch ein Meer von Weh und Leid! Was kann auch der treue Gatte, der ihr all das Schwere hat tragen helfen, sie verließ in den besten Mannesjahren, da hatte sie nur noch ihren Robert. Und doch fühlte sie sich noch reich in diesem Besitz. Und nun? Achte Mutter!

Seine Besuche sind immer seltener und kürzer geworden, seine Briefe flüchtig. Freilich, sein Amt, sein Haus, seine Familie, die sich in aller-nächste Zeit wieder vergrößern soll, nehmen ihn in Anspruch.

Und es ist ja auch schon eine ganze Reise bis in's Heimathstädtchen. Er lebt in einer großen, schönen Stadt, die oft und oft in der Zeitung genannt wird.

Wie gern möchte sie die Stadt kennen lernen, sein Haus, alles, was ihn umgiebt, das Kind, ach das Kind! — Doch man verlangt sie ja nicht. Zur Kauf der Entlein hat sie ganz sicher auf eine Einladung gehofft. Ihr altmodisch genordenes, schwarzseidenes Kleid hat sie schon zertrennt gehabt, um es modernisieren zu lassen. Denn natürlich, sie wollte doch der eleganten Schwiegertochter keine Schande machen. Und ein halbes Duzend schwere, silberne Kaffeelöffel, noch von ihrer Großmutter kommend, hat sie beim Goldschmied aufstehen lassen. Die wollte sie dem Kind als Taufgeschenk mitbringen. Und jeden Tag hat sie auf den Briefträger gewartet, wochenlang — immer vergebens! Bis zuletzt doch ein Brief anlangte. Robert schrieb:

Wir hatten gestern auch die Taufe unserer Kleinen. Hertha ist noch so angegriffen, daß wir auf eine größere Feier verzichten mußten. Nur Herthas Eltern und Geschwister waren anwesend und der Geistliche. Du bist mit als Bahin eingeladen worden, und die Kleine, die Margarete heißt, hat Deinen Namen Wilhelmine dazu bekommen.

Nachdem den Brief gelesen, hat die Frau Konrektor den schwarzen Seidenstoff wieder fest zusammengepackt; und in eine Schublade gelegt. Die silbernen Löffel sind wieder in den Schrank gemwandert, in dem sie schon lang geruht haben. Seitdem ist etwas in ihr geschehen:

Eden soll die Frau Konrektor in ihr kleines Haus eintreten, da hört sie rufen: „Frau Konrektor'n, da häit' ich 'n Brief für Ihnen — ich spar' mit gern die Treppen.“

Mit müder Bewegung dreht sie sich nach dem Postboten um und nimmt ihm den Brief aus der Hand. Und dann liest sie ihn.

„Liebe Mutter! Heute komme ich mit einer Bitte zu Dir. Wir sind in großer Verlegenheit und Sorge. Unsere kleine Margarete hat seit einigen Wochen einen beständigen Reuchhusten. Das arme Ding ist vollständig herunter, trotz sorgfältigster Pflege. Hertha ist außer sich, und bei ihrem Zustand ist sie für keinen Trost zugänglich. Kann ich dich bitten, das Kind zu Dir zu nehmen. Du hast ja genügend Raum und den hübschen Garten. Freilich — Du bist schon in Jahren, und ich weiß nicht, ob wir Dir's zumuthen dürfen. Hertha ist auch bedenklich, ob Du die Pflege verstehst, wie die Aerzte sie heutzutage verlangen. Du mußt ihr das nicht übel nehmen, sie ist furchtbar ängstlich. Unser Arzt ist sehr für den Plan, da ja dort die Luft so gesund ist, frisch und rein, und nicht rauch. Wenn Du Dich also der Aufgabe gewachsen fühlst, dann bitte, telegraphiere sofort. Ich würde für den Fall Deiner Zusage morgen mit dem Nachmittags-schnellzuge die Kleine bringen. Es grüßt Dich Dein Robert.“

Wie gewegwicht sind nach der Lectüre dieses Briefes die harten Linien aus der alten Frau Antlitz. Sofort legt sie ein Telegramm auf: „Erwarte Dich mit dem Kind zu der angegebenen Zeit. Deine Mutter.“ Sie trägt's selbst zur Post und eilt dann heim, um sich an die Vorbereitungen für den kleinen Gast zu machen. Die Aufwartefrau ist inzwischen angelangt und mit ihrer Hilfe wird das Kinderbett, das kleine hübsche Gitterbettchen, welches so lange leer gestanden hat, aus der Bodenlammer geholt.

Für mein Entlein, eine — ich bekomme mein Entlein zu Besuch, es hat den Reuchhusten, und ich soll's gesund pflegen. Ach Gott, die Freude!“

Wenn's aber doch den Reuchhusten hat, Frau Konrektor, da ist's doch keine Freude!“

„N, es soll ihn schon bald verlieren, das Herchen, darum mach' Dir keine Sorge. Am Reuchhusten ist mir feins geflohen, und sie haben ihn alle durchgemacht, nur mein Erstes nicht. Das hab' ich ja so bald wieder hergeben müssen! An Zahntämpfen!“

Dann räumen die zwei Frauen, als ob nicht ein kleines Kind, sondern eine ganze Schaar von Gattin erwartet würde.

Acht Wochen später ist wieder großes Reinmachen im Häußchen der Frau Konrektor. Im Verein mit ihrer Lina putzt und schafft sie unermüdblich. Morgen will ihr Sohn mit seiner Frau die kleine Margarete abholen.

Recht schwer ist's der Großmutter bei dem Gedanken zu Muth. Sie fürchtet sich vor dem Wiedersehen mit der ihr so fremd gebliebenen Schwiegertochter, und die Sonne, die durch Klein-Margarete so warm in das Dunkel ihres Daseins geschienen hat, wird nun wieder verschwinden.

Vor sechs Wochen ist richtig ein Stammhalter angekommen, und ist alles so weit, daß das genesene Töchterchen wieder nach Hause kann. Das Kind hat den bösen Husten bald völlig verloren. Rosig blühend werden die Eltern ihr früher so blaßes, artiges Pflänzchen wiederfinden. Das ist der alten Frau ein lieber Gedanke, aber doch seufzt sie am Morgen des Tages, der Robert und seine Frau bringen soll, mitunter tief und schmerzlich auf. Sie muß das Kind nun wieder hergeben, das holde Geschöpf, an dem sie mit jeder Faser ihres Herzens hängt, welches noch keinen Unterschied macht zwischen der alten, schlichten Frau und den eleganten, vornehmen Leuten in der großen Stadt.

Unter den letzten Vorbereitungen ist der Vormittag vergangen. Klein-Margarete ist der Großmutter auf Schritt und Tritt nachgelaufen. Das Mittagessen ist vorüber und es ist bald Zeit für Lina, nach der Bahn zu gehen, den Besuch in Empfang zu nehmen. Margarete schläft immer um diese Stunde, und sie, die Mutter, will nicht gehen. Es ist vielleicht der vornehmsten Schwiegertochter wegen besser so.

Das Herz der alten Frau schlägt heftig, als sie jetzt den sauber hergerichteten Kaffeetisch, auf dem ein goldbrauner Kapstuch und ein Strauß von Nelken und bunten Akeren prangen, noch einmal überblickt.

Gleich müssen sie da sein. Richtig, dort kommt sie über die Straße, und die Lina mit der Kaffeetafel hinterher. Wie hübsch die junge Frau ausseht. Ein bißchen schmal und blaß noch, nun ja, das ist kein Wunder:

Jetzt grüßt der Robert ans Fenster und schlüßert dann seiner Frau etwas zu. Sie schaut in die Höhe und winkt mit der bedankenden Hand, eine Bewegung, der man das Gemachte anfiehet.

Auf der Treppe nimmt die Frau Konrektor ihre Gäste in Empfang. „Willkommen, Robert, willkommen, Frau Schwiegertochter! Freut mich, daß Sie vorlieb nehmen wollen!“

Ihre Stimme klingt wieder scharf bei diesen Worten. Der Anblick der jungen Frau macht ihr alles Leid der letzten Jahre wieder neu.

„Guten Tag, Mutter!“

„Wie geht's Ihnen, Frau Konrektor — ich hoffe, Margarete hat Ihnen nicht zu viel Last gemacht.“ Wie weh das thut! Frau Konrektor — und sie ist doch die Mutter! „Bitte, lassen Sie mich gleich Gretel sehen, ich höre, sie schläft!“

„Ja, hier nebenan, bitte, Frau Schwiegertochter.“

Das arme, arme Kind — gewiß sieht's recht schlecht aus! Der böse Husten und — Frau Hertha stot — „und diese Umgebung“, wäre ihr beinahe ent schlüpft. Es ist doch alles entsetzlich kleinbürgerlich! Gut, daß diese Zeit nun vorbei ist. Es war eben ein Nothfall!

Im sauberen Bettchen schlummert Margarete. Die blonden Locken sind ihr in die Stirn gefallen, die frischen Lippen sind halb geöffnet und lassen die schimmernden Zähnen sehen; auf den Wangen blühen die Rosen der Gesundheit. Ueber Frau Herthas Kopf eben noch so kühl, kritische Miene zieht einem Sonnenstrahl gleich helle Mutterfreude.

„O, Robert — sieh — sieh nur — Gretel — o, mein Gott, so hat sie noch niemals ausgesehen, so voll, so rosig — das ist ja wie ein Wunder! Wie haben Sie das fertig gebracht, Frau Konrektor?“

Das Kind denkt und redt sich, und die Großmutter ist der Antwort überhoben, denn Frau Hertha hat nur noch Sinn für ihr aus dem Schlummer erwachtes Töchterchen. Jauchzend strahlt die Mama die Fernsicht entgegen, dann aber dreht sich nach der alten Frau um und ruft: „Großmütterchen auch!“

Und dann wandert das kleine Wesen von der Mama zum Papa, und nach kurzer Weile ist es auf seinem hohen Stühchen mit den großen Leuten am Kaffeetisch, durch seine drolligen Reden dem Zusammensein das Peinliche etwas nehmend.

Robert erklärt später, er wolle eine kurzen Spaziergang machen. So sind die beiden Frauen allein mit der Kleinen. Immer wieder ruht der Blick der jungen Mutter voll Freude auf dem von Gesundheit strotzenden Kinde.

Frau Hertha, die weitgewandte, elegante Dame quält sich um Unterhaltungsstoff. Die Frau Konrektor ist auch zu still. Nicht einmal in Gedanken nennt sie die alte Frau „Mutter“. Wäre sie doch mit Robert gegangen!

Immer länger werden die Gesprächspausen und der Frau Konrektor Stimme klingt bei den letzten Erörterungen immer noch scharf, wie seit Wochen nicht. Jetzt spricht Frau Hertha wieder: das Schweigen fängt an peinlich zu werden:

„Sagen Sie mir nur endlich, Frau Konrektor, wie Sie es eigentlich fertig gebracht haben, daß in der kurzen Zeit Gretel sich so erholt hat? All unsere Mühe hat das nicht vermocht. Es muß wohl die gute Luft hier sein.“

„Ja, die gute Luft hier, Frau Schwiegertochter, und dann — ich habe ja sechs Kinder aufgezogen und weiß noch recht gut, was den Kleinen dienlich ist. Ich hab' an allen sechsen das meinige gethan. Gott weiß es; an mir hat's nicht gelegen, daß ich sie alle wieder hab' hergeben müssen.“

„Alle — aber Robert ist doch — ich meine —“

„Na, der ist am Leben geblieben — einen hat mir der liebe Gott wohl lassen wollen — gewiß — nur —“ die Frau Konrektor stot und wendet sich ab.

Frau Hertha wird roth und blaß. Ein Blick auf der alten Frau Antlitz hat ihr offenkundig, alles offenkundig, was diese alte Frau gelitten hat in ihrem langen Leben, und das Bitterste durch ihre Schuld! Sie hat ihr das letzte Kind — den Sohn, der ihr allein geblieben — geraubt; sie hat ihn ihr entfremdet, weil die Mutter des geliebten Mannes ihr — zu einfach

Es ist eine große Erkenntniß, die sie bisgaltig durchjudt. Und sie ist in diesem Augenblick nicht mehr die überlebende, vornehme Dame. Sie ist nur noch Mutter. Ihr Auge sucht ihr kleines Töchterchen, welches da zu ihren Füßen spielt und ihre Gedanken fliegen in die Ferne, zu dem Söhnchen in der Wiege, dem Stolz der Eltern, und sie sieht es wachsen und gedeihen und zum Mann werden —

Und die junge Mutter fängt mit der alten. Es ist eine tiefe Stille im Zimmer. Klein-Margarete ist in ein Bilderbuch vertieft.

Die Frau Konrektor steht immer noch mit abgewandtem Antlitz und zupft mechanisch die gelben Blätter von dem Geranienstod am Fenster.

Frau Hertha ahmet jetzt tief auf. Sie fühlt, daß es in ihrer Macht liegt, der Mutter den Sohn wiedergzugeben. Und aus Scham und Reue spricht die Liebe, die Liebe zu ihr, der Robert

sein Leben verdankt, zu seiner Mutter!

„Mutter, Mutter — ich — ach — kannst Du mir verzeihen? All meine Kälte, meinen Hochmuth, meine Thorheiten? Komm, Margarete“ — sie hebt das Kind hoch — „komm, bitte Großmutter für mich. Sie soll Mama gut sein, soll sie lieb haben und sich von ihr lieben lassen! Mutter, liebe Mutter, um des Kindes und um Robert's willen, verzeih' mir, Mutter!“

Es ist, als könnte sich Hertha nicht genau thun, der alten Frau den so lange dorenthaltenen Namen zu geben. Und da fühlt sie sich auch schon umfaßt und eine alte, weiche Wange legt sich an ihre jugendliche, weiche.

„Nicht mehr davon sprechen, Töchterchen, kein Wort, das ist vorbei. Nun hab' ich meinen Robert wieder. Das fühl' ich, und eine liebe Tochter dazu, geht!“

Es ist kein Abschied auf lange Zeit am folgenden Morgen, denn die Mutter hat versprochen, der Taufe des Entleins beizuwohnen, die demnächst stattfinden soll. Ihre Kinder haben sie gleich mitnehmen wollen. Doch „das geht nicht, ich muß erst mein Schwarzkleidchen herrichten lassen“ — hat die Mutter gemeint — „es liegt schon zertrümmert“ — da hat sie ganz erschrocken inne gehalten und hastig hinzugefügt: „seit langer Zeit.“

Vom Bahnhof aus — diesmal geleitet sie voll Stolz ihre Gäste — geht die Frau Konrektor zum Friedhof. Wieder steigt sie in tiefen Gedanken an ihren Gräbern, aber ohne Bitterkeit. Sie darf wieder lieben, lieben, so wie es ihr quies, altes Herz verlangt, und sie benedict die stillen Schläfer jetzt nicht mehr. Das Leben meint's ja noch so gut mit ihr.

Die Pralines.

Von Arthur Obst.

„Die Geschichte ist ja jetzt so lange her“, hub der lustige Doktor an zu erzählen, daß man sie erzählen kann, ohne irgend jemand damit weh zu thun, und dabei liegt sie doch noch nicht lange genug hinter uns, um nicht mehr wahr zu sein.

„Na, na, Doktorchen“, lachen sich einige zweifelnde Stimmen vernehmen, während der Erzähler sein Glas leerte und von dem Besitzer der „Strand-Gist-Bude“ neue Labung forderte. „Verzeih' mir, diesmal referire ich lauter Wahrheit, und ich werde Ihnen vielleicht, wenn sie schweigen können, auch Andeutungen über die Dame machen, von der die Geschichte handelt, denn Sie kennen Sie Alle.“

Ein allgemeines „Ah!“ folgte und dann kuckte man gespannt.

„Also!“ begann der Doktor abermals, „mein alter Korpbruder der Siegfried Tronje hatte geheiratet, zwar nach meiner Ansicht eine Einigkeit mit ihm, aber sie ließ sich einigermassen entschuldigen, daß er sich ein Exemplar des „genus femininum“ ausertoren hatte, das nicht nur durch äußeren Liebreiz, sondern auch durch ein süßes Plauerbüchlein ihre Umgebung zu begauern lachte. Noch heute ist ihr diese letztere Eigenschaft geblieben, obgleich sie schon Großmutter sein könnte. Mein guter Siegfried lebte wie im Himmel, äußere Sorgen kannte er nicht, sein glänzendes Geschäft als Affice einer bedeutenden chemischen Fabrik gestattete ihm sogar, in einem gewissen Luxus zu leben. Er trug sein kleines Weibchen wie auf Händen, und nie hätte ich geglaubt, daß aus dem Filter ersten Ranges ein so fürsorglicher Ehegatte werden konnte, hätte ich mich nicht mit eigenen Augen und Ohren davon überzeugt. Er war wie umgewandelt, und deshalb hütelte ich mich auch, ihm gegenüber eine Bemerkung über den alten Don Juan, den er ausgezogen hatte, zu machen. Um so eifriger schienen gute Freunde oder wohl richtiger Freundinnen bemüht zu sein, der kleinen Frau Mittelungen über das Vorleben ihres Mannes zugehen zu lassen — Reptilien dieser Art giebt es ja immer und überall. Ich entnahm das aus manchen Fragen Frau Tronjes an mich, durch sie auf geschichte Weise auch mich veranlassen wollte, „aus der Schule zu plaudern“.

Ich blieb aber auf meiner Hut und erteilte als Dank dafür kleine Bescheiden, wie „eine Kränze hat der andere die Augen nicht aus“ u. s. w.“

„Sehr richtig!“ bemerkte jemand halb laut.

Der Doktor schien das zu überhören und fuhr in seiner Erzählung fort: „Von Natur schon ein wenig dazu veranlagt und durch die lieben Freunde noch scharf gemacht, wurde also Clara Tronje eifersüchtig; mit Argusaugen beobachtete sie jeden Schritt ihres Mannes, und wenn die Ehe nach der vor eine allidliche blieb, so war das der unendlichen Rachschick des Mannes und der im Grunde doch tiefen und reinen Liebe Frau Claras zu danken. Wie tief aber die Eifersucht in dem Herzen der jungen Gattin Wurzeln geschlagen hatte, davon wurde ich durch einen Vorfall überzeugt, der sich etwa ein Jahr nach der Verheirathung zutrug und bei dem ich als Arzt zu Rathe gezogen wurde.“

Wie alle verliebten jungen Ehemänner erwieb auch Tronje seiner Frau kleine Aufmerksamkeiten, indem er ihr bei seiner Rückkehr aus dem Geschäft — ihre kleine Villa lag vor den Thoren der Stadt — bald eine Rose, bald eine Bijouterie oder eine Süßigkeit mitbrachte. Argwöhnisch achtete Frau Clara darauf, daß jedes dieser Geschenke ihr auch pünktlich ausgeliefert wurde, und keine Nahe kannte sie, wenn einmal die Uebergabe nicht so prompt erfolgte, wie sie gedacht hatte. Promptlich beobachtete sie dann ihre Freundinnen und sogar ihre Diensthöten, immer von der Möglichkeit gefoltert, der Gatte könne vielleicht ihnen die ihr zugebachte Aufmerksamkeit erwiesen haben.

So hatte Siegfried Tronje auch eines Abends ein kleines elegantes Päckchen unter dem Arm, in dem Klara unschwer eine mit Pralines gefüllte Kaffeefette erkennen zu können glaubte; Klara freute sich über die Aufmerksamkeit ihres Gatten und eilte ihm in bester Laune entgegen. Wie war sie aber erhaunt, als er beim Eintreten in ihr Boudoir mit leeren Händen kam. Die zur Umarmung ausgebreiteten Arme fielen schlaff an ihr herab, und auf die besorgten Fragen des Gatten hatte sie nur verwirrete, unzusammenhängende Antworten.

Sobald sie es nur unauffällig konnte, begab sich Klara in das Arbeitszimmer ihres Gatten; auch hier war der Karton nirgends zu finden. Der Treulohe hatte also entweder die Pralines schon verschluckt oder sie eingeschlossen, um sie in einem günstigen Augenblick seiner Dulcinea zu überreichen. Aber wer konnte das nur sein? Die kleine Frau grübelte tief und lange, sie war sehr unglücklich.

Darüber vergingen wieder einige Tage. An einem Morgen wurde Tronje in Folge eines Unfalles, der sich in seiner Fabrik ereignet hatte, plötzlich abgerufen, und in der Folge ließ er seinen Schreibtisch offen stehen. Klara hatte Frau Clara das wahrgenommen, als sie — so weit hatte die Eifersucht sie schon gebracht — schleunigst daran ging, um nach Dokumenten von Siegfried's Untreue zu forschen. Sie suchte und suchte, — es fand sich nichts! Endlich aber glaubte sie etwas gefunden zu haben; unter Seifen-Kartons, die aus ihres Gatten Fabrik herübertrugen mochten, fand sich das Päckchen mit den Pralines. Clara riß es heraus — es war noch unbeschädigt, aber Pralines waren doch drin. Für wen konnten die bestimmt sein, wenn nicht für Clara?

„Warte!“ dachte die kleine Frau und drohte nach dem Bild ihres Gatten hin, das auf dem Schreibtisch stand. „Du sollst dich täuschen, wenn Du jemand hinter meinem Rücken mit Pralines künftern willst!“

Vorsichtig schüttelte Clara den Inhalt des Kartons auf den Schreibtisch, packte dann das leere Päckchen genau so wieder ein, wie sie es vorgefunden hatte, und legte es wieder in das Fach zwischen die Seifenproben.

Dann begab sie mit Todesberaubung die Bonbons zu zerlegen; daran, sie einfach ins Feuer zu werfen und so ihrem verführerischen Zwang zu entziehen, dachte sie gar nicht. Mit dem oft kleinlichen Sparsamkeitsjinn der Frauen wollte sie wenigstens „etwas davon haben“. In ihrem Eifer achtete Frau Clara auch garnicht so sehr darauf, daß die Pralines eigenthümlich schmeckten, und als sie es merkte, schoß sie es darauf, daß sie etwas lange mit Seife zu jammen in einem Faß gelegen hatten.

Plötzlich wurde ihr aber doch ganz schlecht, sie packte den Rest zusammen und wollte sich in ihr Zimmer hinüber begeben; auf dem Korridor — es war merkwürdig — fingen alle Möbel um sie herum einen Tanz an, der Cylindere ihres Gatten blinzelte sie von der Garderobe herab hohnlachend an, und der Thürbrüder ihres Zimmers schien sich in immer weitere Ferne zu verziehen. Endlich hatte sie ihn aber doch gefaßt, und das kalte Metall schien ihr für einen Augenblick wieder die schwindende Bestimmung zurückzugeben. Schnell eilte sie auf den Tisch zu, klingelte laut und vernünftig und dann sank sie ohnmächtig nieder . . .

Der Arzt machte eine Pause; die Sonne war nun ganz herabgesunken, und seufzte Rebel fliegen vom Wasser herauf. Er beilte sich deshalb, seine Erzählung zu beenden.

„In diesem Stadium der Sache wurde ich als Hausarzt der Familie Tronje berufen; ich fand Frau Clara blaß und elend auf ihrem Bette liegend und mußte bald Vergiftungssymptome konstatiren. Ich traf meine Anordnungen und hatte die Freude, das blasse kleine Gesichtchen sich bald wieder roth färben zu sehen.“

„Was haben wir denn angestellt?“ fragte ich die Patientin.

Sie wurde ganz roth.

„Ich — ich weiß nicht“, stotterte sie, „ich wurde mit einem Male übel, konnte kaum noch über den Korridor kommen und brach in meinem Zimmer zusammen . . .“

„So, so — hm, hm“, machte ich, „und genossen haben Sie heute Morgen nichts weiter, als den üblichen Cacao, nicht wahr?“

„Ja, Cacao“, sagte Clara hastig. „Das ist aber doch merkwürdig“, inquirirte ich weiter, „in den Tassen, die ich mir zwecks Feststellung des von Ihnen genossenen Giftes — denn eine kleine Vergiftung haben Sie gehabt — geben ließ, befanden sich Reste von Kaffee, und nicht von Cacao . . .“

Nun wurde die kleine Frau ganz verlegen, sie suchte meinen Blicken zu entgehen, und schließlich kamen die bei allen Frauen mit Recht so beliebten Tränen.

„Nur keine Alterationen!“ sagte ich und late die Hand auf das heiße Köpfchen, „wie wäre es dagegen mit einem kleinen Götterbrot?“

„Nur das sein?“

„Ja, wenn ich Sie helfen soll . . .“

„Und nun kam das Geheir nicht der

kleinen eifersüchtigen Frau zu meinen Ohren.

Als sie geendigt hatte, wünschte ich auch eins von diesen merkwürdigen Pralines zu sehen; das Dienstmädchen brachte aus der Tasche eines Morgenrothes ein zusammengeknülltes Päckchen hervor, das den Rest der „vergifteten“ Bonbons enthielt. Klara hatte ich die Pralines einer näheren Besichtigung unterzogen, so brach ich in ein unpolliches Lachen aus, das man nur dem Arzt und der wirklich sich jetzt komisch gestaltenden Situation verzeihen konnte.

Mit Spannung war Frau Clara meinen Bewegungen gefolgt, als ich aber zu lachen begann, meinte sie, so komisch wäre ihre Krankheit doch nicht, daß man wie in einer Posse brülle vor Lachen.

„Ja, liebe Frau Tronje“, antwortete ich, „sie ist sehr komisch, und wenn Sie das nächste Mal wieder eifersüchtig sind, so lassen Sie Ihren Zorn an einem würdigeren Objecte aus als an diesen Pralines.“

Am Abend aber hatte ich eine Unterredung mit meinem Freund Siegfried Tronje, in der ich ihm zweierlei anempfahl: erstens seinen Schreibtisch nicht wieder offen stehen zu lassen, zweitens aber ihm zur Untersuchung übergebene Wurmkuchen lieber im Geschäfte aufzubewahren als zu Hause, da sonst seine Frau wieder auf die Idee kommen könnte, sie als Pralines zu zerlegen.

Tronje versprach mir das, und von seiner gründlich kurirten kleinen Frau hörte man nie wieder, daß sie unter eifersüchtigen Anwandlungen litt.“

Die letzten Worte hatte der Doktor mit etwas erhöhter Stimme gesprochen; von der an dem Pavillon vorbeiführenden Promenade her drohte eine ältere Dame, welche die Worte vernommen haben mochte, scherzend mit dem Finger, als aber die an des Doktors Tisch sitzenden Damen neugierig nachschauen wollten, wer denn die pseudonyme Frau Clara Tronje in Wirklichkeit wäre, war die Dame bereits im Dunkel des Abends verschwunden.

Gretchen's Neliged.

Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer — Ich finde sie nimmer und nimmermehr! — Wenn ich ihn nicht hab', ist mir das Grab! Die ganze Welt ist mir vergällt! — Nach ihm nur schau ich die Augen mir aus — Nach ihm nur geh' ich aus dem Haus! — Mein schöner Kopf, sein breiter Rand, sein' edle Fassung, so elegant. Und der Gairnung duftiges Weiß! — Sein ganzer Chic! Doch ach — sein Preis — ! — Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer — Mein Mann kauft den Hut mir nimmermehr!

Wertwürdige Traupaare.

Die Sittlichkeit, daß Brautpaare bereits jenen schlichten, glatten, goldenen Reif tragen, der eigentlich erst an den Händen der Eheleute die richtige Bedeutung hat, ist wohl ausschließlich deutsch. Französinen und Italienerinnen erhalten von ihrem zukünftigen am Verlobungstage gewöhnlich einen Brillantring, während der Brautigam selbst durch kein äußerliches Zeichen erkennen läßt, daß er „gebunden“ ist. Höchst eigenartig ist der Verlobungsring, den die Gattin eines berühmten englischen Schriftstellers besitzt; der seltsam ziselirte breite Goldreif hatte vor einigen tausend Jahren die Hand einer europäischen Prinzessin gegiert und war ihr in den Sarg mitgegeben worden.

Mit Stolz trägt eine in den Londoner-Gesellschaftskreisen sehr bekannte Dame einen kleineren Ring; dieser sonderbare Fingerschmuck ist aus einer Flintentugel gefertigt, die ihrem jetzigen Manne während eines Fechtzuges fast das Leben geraubt hätte. — Einen edleren Verlobungsring zu besitzen, darauf ist eines der schönsten Mädchen Englands stolz, denn dieser Ring ist nicht bloß ein Symbol der Liebe ihres Bräutigams, sondern auch das seines Muthes. Er hatte am Abend vor seiner Abreise nach Afrika, wo er auf Löwen jagen wollte, der jungen Dame seine Liebe erklärt und ihr Jamort erhalten. Beim Abschied wünschte die für das gefährliche Unternehmen ihres Anbeters begeisterte Maid einen Ring, der aus dem Bein-knochen des ersten von „ihm“ erlegten Löwen gefügt sei. Der tüliche Jäger verzog das nicht und hatte nach seiner Rückkehr nichts Feilgeres zu thun, als den eigenthümlichen Wunsch zu erfüllen. Uebrigens trägt der Ring einen großen Rubin.

Wohl der kleinste Ring, der jemals die Hand einer Braut geschmückt war, ber, den Prinzessin Marie, Tochter Heinrich des Achten von England, bei ihrer Vermählung mit dem Dauphin von Frankreich am 5. October 1518 erhielt. Die Prinzessin war gerade zwei Jahre und der Bräutigam sieben Monate und acht Tage alt. Die Vermählung wurde mit großem Prunk in Greenwich gefeiert. König Heinrich nahm gegenüber dem Throne Stellung, ihm zur Rechten standen Marie von Frankreich und die Königin Katharine, zur Linken zwei Priester. Nach der Trauere überreichte Cardinal Wolsey dem Admiral Bonnier, der der Bräutigam vertrat, einen winzigen Brillantring, den dieser der kleine in Goldstoff gekleideten und mit Juwelen reich geschmückten Prinzessin über den kleinen Finger streifte.